

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 30

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 30 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. Juli 1924

Mein Heimatland.

Von H. Kempf.

Ich weiß ein schönes Heimatland mein eigen:
Sein Tag erwacht im frühen Schein der Sirnen,
Und über seiner Abendruhe steigen
Ins letzte Licht des Schneegebirges Stirnen.
Im Alpensee erblauen stille Wonnen,
Und Purpurrosen kränzen die Gestade.
Da quillt des Friedens unverfälschter Bronnen,
Und aus dem Quelle wird des Glückes Gnade
Zuteil dem Land seit altersher.

Und Täler seh ich, wo die Flüsse rauschen,
Wo dunkler Forste ernste Wipfel ragen.
Hochüber sich die Silberwolken bauschen,
Die hell beglänzt der Sonne Kronen tragen.
Ich schaue Felder, wohl bestellt vom Fleiße.
Die Saat erreift und Früchte bringt das Blühen
Und lohnt das Ackerwerk, vollbracht im Schweiß,
Daß nicht umsonst das Schaffen sei und Mühen,
Das treu sich um die Scholle sorgt.

Hier bin ich eins mit Bergen, Luft und Erde.
Hier gehn die Schritte auf vertrautem Grunde,
Aufs innigste ich hier beseligt werde,
Bekennen will ich es mit frohem Munde.
Von allem, was mir füllet die Gedanken,
Der Regung allertiefste ist die eine,
Des bin ich stolz und will dir's gerne danken:
In deinem Wesen ruht beglückt das meine,
O Schweiz, mein liebes Heimatland!

Meister Hansjakob, der Chorstuhschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

25

Unter dem Segen dieses Entschlusses lenkte er sein bedächtiges Pferd das Rheintal hinab, den Limmatwassern und der schützenden Stadt Zürich zu, wo der Bürgermeister ohne besonderes Erstaunen den Mißerfolg seines Schüchlings vernahm. Doch tröstete er ihn damit, daß er sich wenigstens eine Gewissensberuhigung für seine künftigen Unternehmungen verschafft habe.

Ueber diesen ritterlichen Exkursionen Hansjakobs war aber sein Urlaub von Abt Petrus abgelaufen; er versprach dem Bürgermeister, die veräumte Arbeit nachzuholen und überließ den Mann, welcher seit der in Hansjakobs Abwesenheit stattgefundenen Verheiratung seiner Tochter merklich stiller geworden war, seiner Einsamkeit.

Wenn Großmann aber glaubte, er könne die einmal gefaßte und tiefgewurzelte Neigung zu der jungen Aebtissin aus seinem Herzen nehmen, wie er etwa ein Bäumlein aus der Gartenerde zog und mit seinen Wurzeln versetzte,

so hatte er mit wenig Selbstkenntnis gerechnet. Das zeigte sich.

Schon längst hätte er sich gern der Bürgerschaft für ihr Badgeschenk, das sie vor einem Jahr ihm geleistet, erkenntlich erwiesen. Unliebame politische Ereignisse und Zerwürfnisse, die seiner Wiedereinsetzung vorangegangen waren, hatten ihn daran verhindert. Jetzt aber hatten sich die unangenehmen Erinnerungen ziemlich verlaufen und ein neuer Anlaß sich geboten, da die Zürcher es sich nicht hatten nehmen lassen, auch seine Tochter mit reichen Hochzeitssteuern zu beschenken. So lud er denn die Bürgerschaft zu einem fröhlichen Trunk auf dem „Lindenhof“ ein. Es war dies, wie heute noch, ein geräumiger, rings mit einer niedern Mauer eingefasster Hochplatz, wo früher die königliche Pfalz gestanden, und bildeten einen Teil des Castrums, der Hochburg der Stadt. Mächtige Linden beschatteten den Platz, dem die Bürger von den beiden Zugängen in hellen Scharen zuströmten.

Großmann empfing sie mit einem kurzen Willkommensgruß und dankte. Dann begann der Trunk, der bei der Anwesenheit von vielen schönen Frauen lachende Heiterkeit, fröhliches Scherzen erzeugte. Bald rauschte Gesang über die am Fuße der Hochburg still ziehende Limmat in die Stadt, zum Großmünster hinüber, aus dessen Turmrische die goldene Krone von Karls des Großen Statue herüberglänzte durch den klaren Juniabend. Wenige und kurze Reden zu Ehren des Gastgebers wurden gehalten; alle aber begleitet von jubelndem, herzlichen Beifall. Als es schon dämmerte, brachte der Zunftmeister zum Widder einige wohlgemeinte Worte vor. „Lang lebe der Bürgermeister Großmann!“ schloß er und schallende Hochrufe folgten. Einer aber aus der Geltenzunft glaubte das Spund aufs leere Faß der feuchten Fröhlichkeit aufsetzen zu müssen und rief: „Und die Frau Bürgermeisterin!“ welcher Ruf von der ganzen Menge mit Jubel aufgenommen wurde. Da erhob sich Großmann, ernst, wie er nie gewesen. Seine Tochter und Schwerter, die ihm gegenüber am Tische saßen, schauten ängstlich fragend zu ihm empor.

„Bürger“, rief er, „ihr habt einen frommen Wunsch geäußert; ich danke euch dafür; aber verlanget nicht, treibet mich nicht, daß ich ihn erfülle. Ich habe die Liebe genossen und werde mich, so hoffe ich, freuen an meinen Enkeln; mein Herz ist ruhig und geschlossen“ — Agatha errötete tief und Schwerter lächelte vergnügt — „mein übriges Leben aber gehört euch, unserer lieben Stadt und dem Vaterlande.“

„Brav, brav! Hoch Konradus Großmann! Lang lebe der Bürgermeister!“ rief und jubelte es von allen Seiten. Er aber drängte sich durch die Menge und schritt gebeugten Hauptes einer verlassenen Bank zu und barg sich hinter einem Lindenstamme. Ein heftiges, schmerzliches Weh beklemmte ihm das Herz. Er warf sich auf die Bank und breitete seine Arme über die Rücklehne aus. Gebrochen, kraftlos saß er da mit geschlossenen Augen. Fernabgelegene Bilder gingen durch seine Erinnerung. Wo waren die Hoffnungen, die er töricht gehegt?

Es erschien Magdalenas Gestalt vor ihm in ihrer herrlichen Bescheidenheit und Huld; er dachte zurück an jenen Tag, da er sie zum erstenmal sah; er dachte an seine Würde, seinen Reichtum, seine hohe Stellung in der Eidgenossenschaft. Und er, der alles vermögende erste Bürgermeister, sah sich zurückgewiesen von dem einfältigen und schwachen Wesen. Doch gestand er sich bald, daß hier die Macht nichts ausrichten konnte. Aber immer und immer tauchte ihr liebliches Bild vor seinem innern Auge auf — unfassbar, und dann entschwand es verbläsend. Bin ich es wirklich meiner Ehre schuldig, sie jenem zu lassen? — Muß ich nicht? — Denn sie liebt ja ihn, nicht mich. — Und Agatha, sein Kind, der verhätschelte Stolz seiner reifen Tage! Auch sie hat ihn verlassen... Allein, allein!... Ach, Magdalena!...

Lange mochte er sinnend und brütend dageessen haben. Der Mond stieg herauf und goß seinen Lichtglanz über die dämmernde Stadt mit den zahlreichen Tor- und Walltürmen aus.

Die Glocken läuteten Torschluß. Das Fest mußte aufgehoben werden. Man vermied ihn. Schwerter und seine junge Gattin gingen ihn suchen und schritten über den wei-

chen Rasen jener Linde zu. Da saß er, vornübergebeugt, den Kopf in die Hände gestützt. „Vater!“ rief ihn flüsternd Agatha. „Laß ihn“, wehrte Schwerter, „er denkt.“ „Ach nein, er weint; armer Vater!“ Sie traten ihm näher zur Seite und sahen, wie die hellen Tränen dem starken Manne aus den geschlossenen Augen stürzten. Er bemerkte sie nicht. Lange standen sie wartend da. Plötzlich erschalle von einem Junggesellentisch ein kedes Lied:

„Eia, popeia, dideldumdeim!

Jetzt führen die Mannsbild' die Weibsbilder heim.

Wir aber, wir nehmen — was ärgert's uns viel?

Zu uns auf den Laubsack 'nen Besenstiel!

Oheia, popeia, dideldumdeim!“

Großmann erwachte und erhob sich. Da standen seine beiden Kinder vor ihm. Agatha warf sich ihm um den Hals. —

„Was hast du, lieber Vater?“ fragte sie fast weinend.

„Nichts mein Kind. Es wird vorbeigehn.“

Und er folgte den beiden auf den Platz zurück und entließ seine Gäste, welche hierauf ihren verschiedenen Trinktuben zueilten. Er aber brachte seine Schützlinge nach Hause und suchte den Ernst zu vergessen. „Es wird vorbeigehn!“ sagte er sich. Doch mußte vorerst noch etwas geschehen, ehe er imstande war, sich von dem liebgewordenen Gedanken an den Besitz der herrlichen Jungfrau zu trennen.

* * *

Meister Hansjakob saß indessen wieder hinter seiner Schnitzbank in Wettingen, sich mühend vom lichten Morgen bis zum dunklen Abend.

Mancher edle Heilige bildete sich in hartem Holz unter seinem biegsamen Messer; sie standen gelassen und ohne jegliche Feindseligkeit zwischen den schlanken Säulen, an denen sich liebliche Ornamente emporrankten. Aber wenn die Nacht kam, stand seine Heilige neben ihm und ihr leidendes Bild quälte seine Träume.

Besonders als ihm der Abt nach einer Visitation im Kloster Frauenthal meldete, wie gestreng die Aebtissin ihr Regiment ausübe, so daß sie kürzlich zwei Nonnen, die sich gegen die Zuger Musketiere zu liebreich geberdet, habe peitschen und austosen lassen; wie sie zusehends die Schwächigkeit einer Heiligen und ihre Augen den verklärten Schein des überirdischen Geistes annehme.

Gegen das Ende des Frühlings schickte er durch einen vertrauten Bündner einen Brief über die Berge nach Sondrio, welchem Magdalenas Mutter Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit an ihren einzigen Sohn beigelegt hatte.

Im Juni beehrte er neuerdings Urlaub vom Abt Petrus, der ihn widerwillig gewährte, da der Chorstuhlbau noch nicht bis auf die letzten Einzelheiten „ins Blei“ gebracht war, und machte sich auf den Weg nach Zürich.

Skaum hatte Hansjakob dem Bürgermeister seinen Plan entrollt, so ließ dieser einen Boten an Abt Petrus abreiten, welcher ihn in demütigen Wendungen auf die Bürgermeisterei einlud und zwar auf den Morgen nach dem Zehntausend-Ritter-Tag.

Gern hätte der Bürgermeister — so hieß es in dem Schreiben — Seine Gnaden, den hochgeistlichen Abt Petrus zu Wettingen in Person visitiret, allein die bedeutungs-

schwere und ihn höchlich interessierende Besprechung könnte nur an der Hand eines beidseitigen örtlichen Augenscheines in Zürich vorgenommen werden.

XV.

Wenn der Abt Magdalena als die gestrenge Urheberin der Ausstößung der beiden Nonnenköchinnen ausgab, welche in jungfräulicher Sympathie ihren Beschützern, den handfestern Zuger Musketieren, die Suppe mit Liebesgewürz gekocht hatten, so war dies eine absichtliche Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse, gemacht, um Hansjakob den Glauben beizubringen, daß Magdalena wieder die gottselige Aebtissin geworden sei, welche für sich und andere Klosterfrauen keine Entschuldigung mehr für menschliche Vergehen kenne und jedem weltlichen Ansinnen unzugänglich geworden sei.

Gerade dadurch unterschied sie sich von dem ganzen Frauenkonvent, der einstimmig für Züchtigung und Ausstößung der Sünderinnen votierte, daß sie, ihrer eigenen Schwächen eingedenk, edle, verzeihende und bessernde Milde wolle walten lassen. Sie mußte jedoch dem Verlangen der keifenden Frauen, die sogar auf jene beiden im Unglück noch eiferfüchtig waren, notgedrungen nachgeben, besonders da ja auch der Guardian und der herbeigeeilte Abt von Wettingen sie zu dem harten Urteil drängten und den Freulerinnen keine weitere Probezeit für geziemenderes Verhalten gestatten wollten.

Hatte sie bis dahin in ihrem Urteil geschwankt, ob das kleine, stille Geschick zu Wettingen ihre Flucht aus dem Kloster notwendig bedinge, ob nicht vielmehr eine jahrelange Buße und vollkommene Entfugung sie von der Sünde der Untreue reinigen würde, welche sie an ihrem göttlichen Bräutigam begangen, so sah sie sich jetzt gezwungen, an sich als Aebtissin einen noch viel strengeren Maßstab zu legen, den ihr eigenes Gewissen ihr in die Hand gab. Er bedeutete ihr bestimmt, daß ihres Bleibens im Kloster nicht mehr sein könne.

An jenem Verhandlungstag schon fühlte sie eine Beklemmung der Seele, eine würgende Trauer über ihren eigenen Zustand, daß der Abt all seine Freundlichkeit, seinen Wit und die Freimütigkeit, mit der er zu ihr sprach, als ob zwischen ihr und ihm nichts vorgefallen wäre, fruchtlos an sie verschwendete. Erst als er ihr in anschaulichen Zügen den neuen Chorschmutz beschrieb und ihr andeutete, daß er sich instinktiv trotz ihrer Abwesenheit an ihrem holden Angesicht weiden könne, indem dasselbe eine vielfältige Ehrenstelle in Hansjakobs prunkvollen Schildereien einnehme, schien das Glöcklein der Freude ihr dumpfes Gemüt zu erwecken und zu erhellen. So beredt hatte der Guardian, der ihr öfters von Hansjakobs prächtigem Werk gesprochen hatte, es doch nicht zu schildern verstanden, ob schon sie bei seinen Andeutungen mehr fühlte, als bei den erhabenen Schilderungen des Abtes, der selbst die steifen Säulen belebte — denn in Kunststücken schwieg bei ihm die geistliche Politik der Herabminderung alles Seienden — und darstellte als Weinlaub umrankte Trauben umduftete Träger eines romanischen Himmelsgewölbes, unter welchem die Heiligen in gottgefälliger Demut ihre Strahlen der Liebe ausstrahlten. Da sie sich Hansjakob seelenverwandt

fühlte, war ihr die verschwommene Andeutung seiner herrlichen Leistung viel lieber, als die beklüßene Beschreibung des Abtes, die sich doch nirgends mit dem Gegenstand deckte.

Aber es machte ihr doch herzliches Vergnügen, ihre Schätzung des Kunstvermögens ihres Geliebten von dem sachverständigen Abte bestätigt zu finden.

Sie wußte, wie Hansjakob arbeitete; sie wußte nun auch, daß ihr Bild ihm stets das gegenwärtigste war, daß es am festesten haftete in seiner Phantasie, daß der Gedanke an sie seinen Meißel führte und dem zähen Holz geschmeidiges Leben einhauchte.

Ihr Herz zitterte und schickte die roten Wellen hinauf nach dem verräterischen Antlitz; aber ihr fester Wille, sich vor dem Abte keine Blößen mehr zu geben, und die den Frauen eigene Vorsicht, die sie in kritischen Fällen bewahren, trieben sie wieder zurück.

So weit war sie in der Verstellungskunst gelangt. Und als sie ihn in gleichgültigem Ton um seine Meinung befragte, ob nicht bei der bevorstehenden Restauration des Klosters auch ihr Chor mit einem ähnlichen Schmutz bedacht und mit Hansjakob unterhandelt werden dürfte, verriet nicht das leiseste Zittern ihrer Stimme die innere Erregung, welche dieser Gedanke in ihr erzeugt hatte.

Als jedoch der Abt Magdalena verlassen hatte, kam eine unglückselige Stimmung über sie. Mehr als je empfand sie das Bedürfnis, mit dem geliebten Meister im Geiste zu verkehren. Ihre vielseitigen Pflichten, die sie getreulich erfüllte, machten es ihr unmöglich; die geschäftige Wirklichkeit verhinderte jedes stille Erinnern; herbe Unzufriedenheit und peinigende Sehnsucht setzten sich in ihrer Seele fest.

Hansjakob wagte aus der Ferne keine Nachricht über seine Absichten ins Kloster zu senden, da ihm bekannt war, daß der Guardian alle einlaufenden Brieffschaften durchlas.

So führte Magdalena ein zukunftsloses Dasein, das ihr immer bitterer und beinahe unerträglich wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der schöne Tag.

Von C. F. Meyer.

In kühler Tiefe spiegelt sich
Des Juli-Himmels warmes Blau,
Libellen tanzen auf der Flut,
Die nicht der kleinste Hauch bewegt.

Zwei Knaben und ein ledig Boot. —
Sie sprangen jauchzend in das Bad.
Der eine taucht gekühlt empor,
Der andere steigt nicht wieder auf.

Ein wilder Schrei: „Der Bruder sank!“
Von Booten wimmelt's schon. Man sifft.
Den einen rudern sie ans Land,
Der fahl wie ein Verbrecher sifft.

Der andere Knabe sinkt und sinkt
Gemach hinab, ein Schlummernder,
Geschmiegt das sanfte Lockenhaupt
An einer Nymphe weiße Brust.